

HENRY DUNANT

«DIE STRÖMUNG GEGEN DEN KRIEG MUSS EINE ALLGEMEINE WERDEN. ES MUSS DEN NATIONEN BEWIESEN WERDEN, WIE HOCH DER PREIS DES RUHMES, DES SOGENANNTEN RUHMES IST, DER SIE SO LEICHT VERWIRRT. ES IST VON GRÖSSTER WICHTIGKEIT, IHNEN SOLCHES IMMER VORZU-STELLEN. MAN MUSS DEN GEDANKEN EINES INTERNATIONALEN SCHIEDSGERICHTS IN DEN GEIST DER VÖLKER UND INDIVIDUEN EINDRIN-GEN MACHEN.»

Henry Dunant wurde am 8. Mai 1828 in Genf geboren. Die soziale Stellung seiner Familie erlaubte ihm eine sorgenfreie Jugend. Durch das soziale Engagement seiner Mutter begegnete Dunant aber auch früh Armut und Elend. Diese Begegnungen haben stark zum lebenslangen sozialen Engagement von Dunant beigetragen.

Im Rahmen einer Geschäftsreise begab sich Henry Dunant im Juni 1859 in die Nähe der italienischen Stadt Solferino. Dort wurde er Zeuge der erschreckenden Zustände unter den Verwundeten nach einer Schlacht zwischen der Armee Österreichs und den Truppen Sardinien-Piemonts und Frankreichs. Er sah, wie auf dem Schlachtfeld rund 40'000 Tote und Verwundete beinahe ohne Hilfe zurückblieben und versuchte auch selber, den Verwundeten wo immer möglich zu helfen. Henry Dunant schilderte deren Situation in seinem Buch „Eine Erinnerung an Solferino", das er 1862 auf eigene Kosten veröffentlichte. Er verteilte dieses in Europa, später wurde das Buch zum Welterfolg. In seiner Erzählung ging Dunant nicht nur auf das Kampfgeschehen in Solferino, das Schicksal der Verwundeten und die bestehende medizinische Versorgung ein, sondern zeigte auch Möglichkeiten auf, wie das Schicksal der Verwundeten verbessert werden könnte.

Im folgenden Jahr wurde das „Internationale Komitees der Hilfsgesellschaften für die Verwundetenpflege" mit Sitz in Genf gegründet. Seit 1876 führt dies den Namen „Internationales Komitee vom Roten Kreuz (IKRK)". Die 1864 beschlossene erste Genfer Konvention stützt sich auf die Vorschläge aus Dunants Buch. Dunants Geschäfte hingegen liefen ab den 1870er Jahren immer schlechter und führten zu seinem finanziellen Ruin. 1901 erhielt Dunant den Friedensnobelpreis, der in diesem Jahr erstmals verliehen wurde. Erteilt wurde er Dunant für seine Bemühungen bezüglich der Gründung des Roten Kreuzes sowie die Initiierung der Genfer Konvention. Dunant verstarb am 30. Oktober 1910 verarmt in Heiden.

Auszüge aus Henry Dunant, Kleines Arsenal gegen den Militarismus, in: Die Waffen nieder!, Band 8-9, S. 310-314

> *Dass die Wahrheit erschreckt, das kann man hauptsächlich mit Bezugnahme auf den Krieg behaupten. Darum, weil sie erschreckt, will man die Wahrheit nicht allzulaut verkündigen, das würde oft den Interessen gewisser Leute, sowie ihrer Stellung in der Welt, Schaden bringen. Sie fürchten mit ihren Ansichten vereinzelt zu bleiben, denn das Joch der einmal aufgenommenen Ideen ist so schwer, dass man es nicht abzuschütteln wagt, selbst wenn manche dieser Ideen schädlich sind. Sie belasten uns oft in einem solchem Maass, dass sie sich mitunter an die Stelle unseres Gewissens setzen. Wenn wir uns immer an die Wahrheit halten würden, dann gäbe es in unseren Anschauungen, Gedanken, Urtheilen und unserer sogenannten Weisheit so vieles durchzunehmen, zu verbessern und abzuändern, dass dies unsere ganze Erziehung umgestalten hiesse. Wie viel Mühe geben wir uns, um uns selbst zu täuschen, die Wahrheit zu verhüllen, zu compliziren was an sich einfach ist, und uns Illusionen zu machen.*

Der Chauvinismus verherrlicht die rohe Gewalt, er predigt die Ungerechtigkeit im sogenannten „Occupationsrecht", der sich die civilisirten Völker gegenüber denjenigen anmassen, die sie als „zurückgebliebenes Volk" bezeichnen. In keiner Beziehung hat sich das Menschengeschlecht mehr zu vervollkommnen bestrebt, als gerade in derjenigen, deren Endzweck die Massenvernichtung von seinesgleichen bedeutet. Man wusste sie durch so verherrlichende Betrachtungen zu legitimiren, dass sie als Naturgesetz angenommen wird. Der Brauch, die Ueberlieferung, die Nothwehr, haben den Krieg sanktioniert; man umgiebt ihn mit Bewunderung und Lobpreisungen, ja man kam soweit, den Eroberungskrieg, den Krieg wegen Gebietsvergrösserung, den Krieg um seines selbst willen unbestritten zu glorifiziren. Unsere zeitgenössische Civilisation, die dazu bestimmt sein sollte, die Menschen zu verbinden, dient täglich mehr dazu, sich gegenseitig besser, leichtert, bequemer vertilgen zu können. Wahrlich, es scheint, dass jezt der moderne Fortschritt blos im Erfinden der sichersten Vernichtungs-Maschinen besteht; und das Waffenhandwerk ist zur Zerstörungs-Wissenschaft geworden.

Es ist schimpflich, eine volle Börse zu entwenden, aber es ist namenlos gross, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab im Verhältniss zur Grösse des Verbrechens. Wer hat das gesagt? Kein geringerer als Friedrich Schiller in seinem Fiesco. Heutigen Tages sind es nicht die Herrscher, die von Schiller geschulmeistert zu werden verdienen, denn sie alle sind friedlich gesinnt. Die Völker sind es, die erzogen werden müssen, denen man patriotische Begriffe anti-chauvinistischer Art und humanitäre Grundsätze der Gerechtigkeit einprägen soll. Man muss sie darüber belehren, dass es nicht zweierlei Moral giebt: eine für das Individuum, die andere für die Nation. Das Oberhaupt der kath. Kirche, Papst Leo XIII. hat selbst auf die Friedensliebe der Fürsten hingewiesen, in seiner am 11. Febr. 1889 gehaltenen Ansprache: „Alle Herrscher, sagt er, und alle Regierungen Europas, bezeugen es laut, dass sie nur einen Wunsch, ein Ziel haben: Die Wohlthat des Friedens zu erhalten. Die Abneigung der Völker gegen den Krieg manifestirt sich alle Tage mehr. Und gewiss ist dies die gerechtfertigste Abneigung die es gibt... Nichts ist wichtiger für Europa, als die Kriegsgefahr zu beschwören, und so muss alles was zu diesem Zwecke gethan wird, als ein Werk allgemeinen Heils anerkannt werden."

Der Krieg, der seinen Ursprung in den schlimmsten Leidenschaften des Menschen hat und eine Schule der Immoralität für die untersten Volksschichten bildet, kann fortan nicht einmal mehr „ritterlich" genannt werden, wegen der Anwendung aller neuerfundener Zerstörungsmittel. Es wird nicht einmal mehr ein Duell zwischen zwei Völkern sein, - da man im Kriege keinen Ausstand nimmt, einem Kämpfenden vier andere gegenüber zu

stellen und die niederträchtigsten Fallstricke die bewundertsten sind. – Man verbirgt, man verstellt sich, man maskirt seine Bewegungen, unternimmt falsche und Scheinattaquen, man spionirt, man bezahlt Verräther. Man unternimmt mit Gleichmuth, was die mindest strenge Ehrlichkeit nicht begreifen würde, und wessen man sich in Friedenszeiten auf tiefste schämen müsste, das ist eine „Kunst", die Kriegskunst. Alle Mittel, selbst die verdammungswürdigsten sind erlaubt. Man schreckt vor keiner Gewissenlosigkeit zurück. Was würde man von einem Edelmann halten, der sich zu einem Zweikampf begäbe, begleitet von einem halben Dutzend Raufbolden, die seinen Gegner einfach todtschlügen? Dies wäre ein hinterlistiger Ueberfall, der denjenigen, welcher sich seiner bedient auf immer ehrverlustig machen würde. Im Kriege kommt dieser Fall täglich vor und zeigt nur von hervorragender Geschicklichkeit.

Und wenn man durch solche Mittel mit Hinterlist – Kriegslist – aus dem Hinterhalt den Sieg erschlichen hat, dann beflaggt man die Städte und die Völker sind berauscht von Siegesstolz. Der Sinn für Moral wird verdorben. Obendrein gehen jene im Kriege angenommenen Unsitten allmälig in das bürgerliche Leben über: Die Falschheit, die Rohheit, Schlechtigkeit, Ungerechtigkeit, Hinterlist, Verrätherei, Verleumdung und noch viele andere, wenig schöne Dinge sind nach einem Kriege immer häufiger als zu anderen Zeiten.

Wenn irgend ein Nörgler die Bemerkung wagt, dass man im Leben nicht zweifache Moral predigen solle, oh, dann herrscht grosse Entrüstung. Wenn derselbe strenge Aristark die Millionen beklagt, die zu militärischen Zwecken verausgabt werden, wird unwillig ausgerufen:

„Aber wir sind ja gezwungen dazu! Wir können doch nicht hinter den anderen Nationen zurückbleiben. Und wenn wir nicht Alles, was zur Bewaffung unseres Heeres nöthig ist, anschafften, würden wir geschlagen und unterjocht; oder wir würden jeglichen Einfluss, jede Machtstellung verlieren, wenn wir nicht alles thäten, was möglich ist.–" Zugegeben. Es ist sicher und gewiss, dass ein Einzelner nichts vermag. Doch, wenn wir ehrliche Leute und wahre Patrioten sind, so müssen wir – gerade in Anbetracht dieser Thatsache – denjenigen unsere Bruderhand zum Bunde reichen, die einen Zustand muthig bekämpfen, der für Alle schädlich und ein grosses Unrecht vor Gott und der Menschheit ist. Sie sind nur spärlich gesät und wenig zahlreich, diese Pioniere der Civilisation: um so mehr Ursache, ihnen behilflich zu sein, sie mit unserer Sympathie, unserem Einfluss, unserer Mitwirkung zu unterstützen. Das ist ein Theil der Verpflichtung aller edlen Menschen. Das schlägt in

unser aller Fach, wer und was wir auch sein mögen.

In unseren Tagen ist die öffentliche Meinung eine gewaltige Macht, mit der wir rechnen müssen. Wohlan, die öffentliche Meinung wird von Einzelnen gebildet und besteht aus solchen. Durch sie sind nach und nach die Sklaverei, die Leibeigenschaft, die Tortur, die Hexenprozesse, der Bagno etc. gefallen. Diese Ungerechtigkeiten sind heute abgeschafft; und das scheint uns ganz natürlich. Eine Zeit wird kommen, da wir ein Gleiches von den Kriegen sagen werden, und erst die Worte: Friede auf Erde zur Wirklichkeit werden sollen. Diese Zeit möglichst rasch herbeizuführen, muss aller Orten Jeder das seine hinzuzuthun. Das ist unumgänglich nöthig.

Es gibt ein Uebel, das sich von Einem zum Anderen verbreitet, ohne sich zu erschöpfen; ein Gift, das sich selbst bildet und vermehrt, ein lebendiges Gift, ein Seuchengift. Wenn ein Kranker davon ergriffen wird, so theilt es sich allen jenen mit, die mit ihm die Luft desselben Raumes athmen. Ein Theil des Giftstoffs, der durch die Adern des Kranken schleicht, geht auf dessen Umgebung über. Dieses Gift taucht an einem bestimmten Orte auf, es heftet sich an einen Organismus, bald hat es ihn ganz zerstört, es greift um sich und verheert eine ganze Gegend.

Dieser Art ist die Infektions-Krankheit des Militarismus, dessen moralische Miasmen und verderbliche Ausströmungen über ganz Europa verbreitet sind. Alle athmen sie ein. Dieses Uebel stammt aus dem Leben in verdorbener Athmosphäre, es ist eine Epidemie, die ansteckend ist, wie die Influenza, die Pest, die Tollwuth. Um ihr den Schein von Grösse und Gesundheit zu verleihen, sucht man allerhand blendende Ausreden dafür. Man malt sie in den glänzendsten Farben, umgiebt sie mit hochtönender Bewunderung. Die Anhänger des Krieges reizen die nationale Eitelkeit, erwecken die Eigenliebe des Volkes, verweisen auf ehemalige Rachebedürfnisse der Raçen, auf traditionellen Hass und Eifersucht. Und alles dies um persönlichen Gross zu befriedigen aus ungesundem Ehrgeiz, aus eitler Ruhmsucht, Leichtfertigkeit oder Dummheit! Sie vergewaltigen die öffentliche Meinung, die friedliebenden Herrscher, die stets leichterregbaren Völker. Sie machen diese glauben, dass die Entfaltung materieller Kraft das einzige Mittel für die Sicherheit sei. Sie paradiren vor den Augen der Bevölkerung mit den zahlreichen Corps von Infanterie und Cavallerie.

„Man berauscht sie durch die Klänge kriegerischer Musik, durch den Lärm der Trommeln und Kanonen.“ (Jean Bapt. Say.) Man pflegt unter ihnen die Idee der Macht und des militärischen Ruhms. Man thut mit einem Worte was man kann, um ihre kriegerischen Begierden zu reizen. Man verkündigt, dass der Krieg die höchste und edelste Art der Verwerthung menschlicher Fähigkeiten sei, die „heiligste der Pflichten.“ – Nur zu oft geschieht es, in schwierigen Fällen, dass jene Männer, in deren Händen die Leitung internationaler Geschicke liegt, gegenüber von fremden Mächten eine um so hochfahrendere Sprache führen, je mehr Einfluss ihnen zur Verfügung steht um weithin zu wirken.

Dieser Hochmuth wird dann den Völkern selbst eingeimpft. Doch lehrt die Erfahrung, dass man sich schon öfter verrechnet hat, wenn man zu übermüthig gewesen. Das Volk lässt sich nur zu leicht und thöricht fortreissen, selbst gegen sein eigenes Interesse, auf der Bahn der unbesonnensten und dümmsten Eitelkeit.

Nicht mit Unrecht heisst es, dass die Menschen schnellfüssig sind, wenn es gilt Blut zu vergiessen. Sie sind einfach blind.

Wir brauchen also eine allgemeine, mächtig wirkende, weitverbreitete Reaktion, die von oben kommen soll, d.h. von den leitenden Klassen, den besten in allen Ländern. Die wahre Aristokratie sollte jener Worte des Grafen La Ferronnays eingedenk sein, als er von Vorurtheilen und nationalen Gehässigkeiten sprach: Herr v. La Ferronnays sagte 1855 „der nationale Geist, der an sich schöne Patriotismus, in dem man aber vom höchsten Gesichtspunkt betrachtet, viel Egoismus findet, wird täglich mehr jenem vereinenden Geiste Platz machen, der, ich bin davon überzeugt, eines Tags in der ganzen christlichen Welt herrschen wird.“

In einem Briefe an den ehrwürdigen Abbé Martin de Noirlieu, datiert von Sorrent, in welchem er über seine Wünsche zu Gunsten eines sozialen Staates spricht, wo ewiger Friede herrschen möge, ruft dieser edelherzige Mann aus: „Wird denn der Egoismus in dieser Welt niemals enden? Sollten wir nicht lechzen nach jenem Thau, der die Dürre unserer Herzen erquicken wird!“ Der Abbé Martin de Noirlieu, Erzieher des Grafen v. Chambord, war von den gleichen Gefühlen beseelt. Und wie viele Andere mit ihm, Fenélon mitgerechnet, der die Worte sprach: „Alle Nationen der Erde sind nur die verschiedenen Stämme derselben Familie.“ Der gütige Erzbischof von Cambray fügte hinzu: „Wenn die Menschen Ruhm ernten wollen, weshalb suchen sie ihn nicht im Streben, Gutes zu thun?“

Wenn man die Reihen der Trefflichen aufzählen wollte, die den Krieg verurtheilten, das gäbe eine gar lange Liste. Ein berühmter Priester, Mitglied der französischen Akademie, der Père Gratry, ruft aus: „Diese Heere, diese einander durch Feuer und Eisen vernichten, was anderes vollbringen sie mit ihren Händen, als die sichtbare Fortsetzung von Kain's Verbrechen?"

Auf einen Joseph de Maistre, (der sich selbst schlimmer hinstellt, als er wirklich war und den der grosse katholische und legitimistische Dichter, der Vicomte Alfred de Vigny, einen Fälscher und Spötter nennt) wie viele kommen da der hervorragenden Geister, die den Krieg verurtheilen und verdammen, den Krieg, „der alle Unbill, alle Leiden, alle Absurditäten in sich vereint, der den Acker des Pfluges beraubt, die Werkstätten des thätigen Armes, die Mütter ihrer Kinder." (Fred. Passy, Mitglied des Instituts de France) –

Alfred de Vigny selbst sagt Folgendes: „Der Krieg ist von Gott verflucht und selbst von jenen Menschen, die ihn hervorrufen und die davor einen heimlichen Abscheu haben; und die Erde schreit zum Himmel nur um von ihm das belebende Nass ihrer Blumen und den klaren Thau der Wolken zu begehren."

Die Strömung gegen den Krieg muss eine allgemeine werden. Es muss den Nationen bewiesen werden, wie hoch der Preis des Ruhmes, des sogenannten Ruhmes ist, der sie so leicht verwirrt. Es ist von grösster Wichtigkeit, ihnen solches immer vorzustellen. Man muss den Gedanken eines internationalen Schiedsgerichts in den Geist der Völker und Individuen eindringen machen. Das ist die Arbeit, die vor allem gethan werden sollte. Aber man muss beharrlich, ohne zu erlahmen, eine energische Propaganda fortführen. Dann werden die Menschen aller Klassen, selbst die ungebildetsten und beschränktesten, die man so leicht beeinflusst, es ebenso natürlich finden, dass ein Streit zwischen Nationen einem Schiedsgerichtshof überwiesen werde, als dass die Differenzen Einzelner vor den Friedensrichter gebracht werden, wie es schon immer geschieht.

Auszüge aus Henry Dunant, Eine Erinnerung an Solferino, Schweizerisches Rotes Kreuz (1988), S. 11, 18 f., 24 f., 30, 33 ff., 71 ff., 75 f.

Um jeden Hügel, jede Erhebung, jeden Felsvorsprung wird hartnäckig gekämpft. Leichenhaufen liegen auf den Höhen und in den Hohlwegen.

Es ist ein Kampf Mann gegen Mann, ein entsetzlicher, schrecklicher Kampf. Österreicher und alliierte Soldaten treten sich gegenseitig unter die Füsse, machen einander mit Kolbenschlägen nieder, zerschmettern dem Gegner den Schädel, schlitzen einer dem anderen mit Säbel oder Bajonett den Bauch auf. Es gibt keinen Pardon. Es ist ein allgemeines Schlachten, ein Kampf wilder, wütender, blutdürstiger Tiere. Selbst die Verwundeten verteidigen sich bis zum letzten Augenblick. Wer keine Waffen hat, packt den Gegner und zerreisst ihm die Gurgel mit den Zähnen.

An anderer Stelle wütet ein ähnlicher Kampf. Er wird noch schrecklicher durch das nahen einer Reiterschwadron, die im Galopp anstürmt. Die Pferde zertreten mit ihren beschlagenen Hufen Tote und Verwundete. Einem armen Blessierten wird die Kinnlade fortgerissen, einem anderen der Kopf eingeschlagen, einem dritten, den man hätte retten können, die Brust eingedrückt.

Inmitten dieser zahlreichen, sich überall und immer wieder erneuernden Kämpfe hört man wilde Flüche aus dem Munde von Männern so vieler verschiedener Nationen. Und wie viele von ihnen hat man gezwungen, schon im Alter von zwanzig Jahren Menschen zu töten!

Einem Leutnant eines Linienregiments wird der linke Arm durch eine Kartätschenkugel zerschmettert. Das Blut fliesst in Strömen aus seiner Wunde. Wie er so unter einem Baum sitzt, legt ein ungarischer Soldat auf ihn an. Ein Offizier hält ihn zurück, begibt sich dann zu dem jungen verletzten Franzosen, drück ihm mitfühlend die Hand und ordnet an, dass er an einen weniger gefährlichen Platz gebracht wird.

Marketenderinnen eilen wie einfache Soldaten im feindlichen Feuer nach vorne. Sie wollen den armen Verletzten beistehen, die unaufhörlich nach Wasser schreien. Doch während sie ihnen zu trinken geben und versuchen, sie zu pflegen, werden sie selber verwundet.

Während des Kampfes waren überall, in den Gutshöfen, Häusern, Kirchen und Klöstern der Umgebung oder auch im Freien, im Schatten der Bäume, behelfsmässige Verbandstätten eingerichtet worden. Hier legte man am nächsten Morgen verwundeten Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten Notverbände an. Die französischen Ärzte hatten unermüdliche Hingabe gezeigt. Viele von ihnen gönnten sich während mehr als vierundzwanzig Stunden keinen Augenblick Ruhe.

Während einer Schlacht bezeichnet gewöhnlich eine schwarze Fahne, die auf einem erhöhten Punkt aufgepflanzt ist, die Verbandplätze oder Feldlazarette der kämpfenden Regimenter, und aufgrund gegenseitiger stillschweigender Übereinkunft wird auf diese Stellen nicht geschossen. Nichtsdestoweniger schlagen auch dort zuweilen Bomben ein, und dann bleiben auch die Verwaltungsbeamten und Wärter nicht verschont und ebensowenig die Wagen, die mit Brot, Wein und Fleisch beladen sind, aus dem Suppe für die Verletzten gekocht werden soll. Diejenigen verwundeten Soldaten, die noch gehen können, begeben sich selber zu diesen Verbandplätzen. Die anderen, welche infolge Blutverlustes oder mangelnder Pflege erschöpft sind, werden mittels Sänften oder Tragbahren dorthin gebracht.

[Die Husaren] treffen auf zahlreiche Verwundete, die alle um Wasser bitten. Ein Tiroler, der unweit ihres Biwaks liegt, fleht sie in erschütternden Worten unaufhörlich um Wasser an. Man kann ihm nichts geben, denn es gibt keines mehr. Am nächsten Morgen findet man ihn tot mit schaumbedeckten Lippen und den Mund voll Erde. Sein aufgeschwollenes Gesicht ist grün und schwarz.

Im allgemeinen ist es so, dass die Mannschaften eines jeden Korps ihre eigenen Waffengefährten betreuen. Sie stellen nach der Auffindung die Erkennungsnummer des Getöteten fest und legen dann mit Hilfe dafür bezahlter lombardischer Bauern den Leichnam in voller Uniform in ein Massengrab. Leider muss man annehmen, dass einige Bauern aus Achtlosigkeit oder grober Nachlässigkeit mehr als einen Lebenden zusammen mit den Toten beerdigt haben. Orden, Geld, Uhren, Briefe und Papiere, welche man bei den Offizieren findet, sollen später den Familien zugesandt werden, aber die Zahl der Leichname, die begraben werden müssen, ist zu gross, als dass man diese Aufgabe getreulich erfüllen könnte.

Die Feldintendantur ist unermüdlich bemüht, Verwundete zu bergen; teil verbunden, teils noch ohne Pflege, werden sie auf Mauleseln, die Bahren und Körbe tragen, nach den Verbandplätzen gebracht. Von dort verteilt man sie auf Dörfer oder Flecken, welche dem Ort, wo sie gefallen sind oder wo sie aufgefunden wurden, am nächsten liegen.

Von Castiglione sollten die Verwundeten nach den Spitälern von Brescia, Cremona, Bergamo und Mailand gebracht werden, um endlich regelmässige Pflege zu geniessen; dort sollten auch die notwendigen Amputationen vorgenommen werden. Aber die Österreicher hatten bei ihrem Durchzug fast alle Fuhrwerke des Landes gewaltsam

requiriert und mitgenommen, die Transportmittel der französischen Armee wiederum waren im Verhältnis zu der erschreckenden Anzahl der Verwundeten völlig unzureichend, so musste man sie denn zwei oder drei Tage auf den Verbandplätzen warten lassen, bevor man sie nach Castiglione bringen konnte, wo die Verstopfung bereits unbeschreiblich war. Die ganze Stadt verwandelte sich in ein grosses behelfsmässiges Hospital für Franzosen sowohl wie für Österreicher. Bereits im Laufe des Freitags wurde hier das Lazarett des grossen Hauptquartiers aufgeschlagen. Kästen Die Bewohner geben alles hin, was sie an Decken, Leinen, Strohsäcken und Matratzen entbehren können. Das Hospital von Castiglione, die Kirche, das Kloster und die Kaserne San Luigi, die Kapuzinerkirche, die Gendarmeriekaserne ebenso wie die Kirchen Maggiore, San Giuseppe, Santa Rosalia, alle sind überfüllt mit Verwundeten, die eng nebeneinander auf Stroh liegen. Auch die Strassen, Höfe und Plätze werden mit Stroh bedeckt. Auch die Privathäuser füllen sich bald mit Verwundeten.

Jetzt gibt es genug Wasser und Lebensmittel, und dennoch sterben die Verwundeten vor Hunger und Durst. Jetzt gibt es genug Scharpie, aber es fehlt an Händen, um sie auf die Wunden zu legen. Es fehl an Wärtern; in diesem entscheidenden Augenblick kann man nicht genügend Hilfskräfte auftreiben.

Wozu so viele Szenen des Schmerzes und der Verzweiflung schildern und dadurch vielleicht peinliche Gefühle erregen? Warum mit soviel Behagen sich über bejammernswerte Bilder verbreiten und sie in einer Weise ausmalen, die man übergenau und trostlos nennen könnte?

Es sei mir erlaubt, auf diese sehr natürliche Frage mit einer anderen Frage zu antworten:

Gibt es während einer Zeit der Ruhe und des Friedens kein Mittel, um Hilfsorganisationen zu gründen, deren Ziel es sein müsste, die Verwundeten in Kriegszeiten durch begeisterte, aufopfernde Freiwillige, die für ein solches Werk besonders geeignet sind, pflegen zu lassen?

Da man nun einmal darauf verzichten muss, dass sich Wünsche und Hoffnungen der Gesellschaft der Friedensfreunde, die Träume des Abbé de St. Pierre und die begeisterten Phantasien des Grafen de Sellon jemals erfüllen werden;

da man immer wieder den Ausspruch eines grossen Denkers wiederholen könnte: Die

Menschen sind so weit gekommen, dass sie sich töten, ohne sich zu hassen; dass einer den anderen ausrottet, ist der höchste Ruhm und die grösste von allen Künsten;

da man es so weit gebracht hat, zu erklären, dass, wie Graf Joseph de Maistre versichert, „der Krieg göttlich sei“;

da man jeden Tag neue und schreckliche Vernichtungsmittel erfindet, und zwar mit einer Ausdauer, die eines besseren Zwecks wert wäre, und da die Erfinder solcher mörderischen Maschinen in fast allen grossen europäischen Staaten, die alle immer stärker aufrüsten, mit Beifall überschüttet und ermutigt werden;

da man endlich – ohne andere Anzeichen zu erwähnen – gemäss der geistigen Lage in Europa Kriege voraussehen kann, die, wie es scheint, in näherer oder fernerer Zukunft unvermeidlich sein werden;

warum sollte man da nicht eine Zeit verhältnismässiger Ruhe und Stille benutzen, um eine Frage von so grosser und umfassender Wichtigkeit von dem doppelten Standpunkt der Menschlichkeit und des Christentums aus zu studieren, warum sollte man nicht versuchen, hierüber zu einem Entschluss zu kommen?

Zweifellos wird ein Gegenstand von so allgemeinem Interesse, wenn er nur einmal zur Debatte gestellt ist, Überlegungen und Schriftsätze bei anderen hervorrufen, die geschickter und sachverständiger sind als ich. Aber wenn man dieses edle Ziel erreichen will, ist es dann nicht nötig, dass dieser Gedanke einmal den verschiedenen Zweigen der grossen europäischen Familie unterbreitet wird, um die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl aller derjenigen zu erwecken, deren Seele so empfindsam ist, dass die Leiden ihrer Mitmenschen sie bewegt?

Gesellschaften solcher Art würden, sobald sie einmal für die Dauer errichtet sind, natürlich zu Friedenszeiten untätig bleiben, aber sie würden in ständiger Bereitschaft sein für den Fall eines Krieges. Dann aber würden sie nicht nur auf das Wohlwollen der eigenen Landesbehörden zählen dürfen, sondern auch von den Herrschern der kriegführenden Mächte alle Vollmachten und Erleichterungen verlangen können, die nötig sind, um ihre Werke zu dem erwünschten Ziel zu führen. Es müssten also in jedem Land die ehrenwertesten und am meisten geachteten Männer als leitende Mitglieder der Hauptausschüsse tätig sein. Diese Ausschüsse müssten sich an diejenigen wenden, die,

vom Gefühl wahrer Menschlichkeit getrieben, bereit wären, sich augenblicklich diesem barmherzigen Werk zu widmen, bereit wären, im Einverständnis mit den militärischen Instanzen, mit ihrer Unterstützung und unter ihrer Leitung auf dem Schlachtfeld selbst, während des Gefechts, Pflege und Hilfe zu leisten und diesen Dienst an den Verwundeten bis zu ihrer völligen Genesung fortzusetzen. Man wird die Bereitschaft zu einem solchen freiwilligen Opfer häufiger finden, als man zu glauben geneigt ist, und sehr viele werden künftighin, da sie von den höheren Verwaltungsbehörden ermutigt und unterstützt werden, selber das Gefühl haben, von Nutzen zu sein und Gutes tun zu können. So werden sie zweifellos, selbst auf eigene Kosten, herbeieilen, um für einige Zeit diese so menschenfreundliche Aufgabe durchzuführen. Wie gross wäre in unserem Jahrhundert, das man anklagt, voll Egoismus und Kälte zu sein, für edle und mitfühlende Herzen, für ritterliche Charaktere der Anreiz, gleichen Gefahren zu trotzen wie der Krieger, aber aufgrund einer freiwilligen Sendung des Friedens, des Trostes und der Selbstverleugnung!

Hätte es bei Solferino ein solches internationales Hilfswerk gegeben oder wären am 24., 25. und 26. Juni in Castiglione oder zur gleichen Zeit auch in Brescia, Mantua oder Verona solche freiwilligen Helfer gewesen, wieviel unbeschreiblich Gutes hätten sie leisten können!

Welchen Nutzen hätte eine Schar tatkräftiger, begeisteter und mutiger Helfer auf dem Felde der Vernichtung bringen können, in jener unheilvollen Nacht vom Freitag zum Sonnabend, als Tausende von Verwundeten vor Qual stöhnten und herzzerreissend um Hilfe riefen, Tausende, die nicht nur unter furchtbaren Schmerzen, sondern auch unter einem entsetzlichen Durst litten!

Hätte man genügend Hilfskräfte gehabt, um die Verwundeten auf der Ebene von Medole bergen zu können oder auch aus den tiefen Gräben von San Martino, den Schanzen der Höhe Fontana, den Hügeln von Solferino, dann hätte man diesen oder jenen armen Bersagliere, jenen Ulanen oder Zuaven nicht während langer Stunden des 24. Juni in banger Todesangst unter der grauenhaften Furcht, vergessen zu sein, hilflos liegen lassen müssen. Umsonst versuchten sie, sich trotz furchtbarer Schmerzen zu erheben und von weitem mit der Hand Zeichen zu geben, damit man ihnen eine Bahre schicke. Dann wären auch am nächsten Tage nicht, wie es entsetzlicherweise wahrscheinlich geschehen ist, so viele Lebende zusammen mit den Toten beerdigt worden!

Wenn man Transportmittel für die Verwundeten gehabt hätte, die besser gewesen

> *wären als jene, über die wir bis heute verfügen, hätte man jenem Gardeschützen die schmerzliche Amputation ersparen können, der er sich in Brescia unterziehen musste. Sie ist dadurch nötig geworden, weil ihm beklagenswerterweise während des Transports vom Verbandplatz seines Regiments bis nach Castiglione keine Pflege zuteil werden konnte.*